

Sozialwissenschaftliche Studie überMorgen. Der gesellschaftspolitische Diskurs.

(Auszug - Kapitel 1)

Autor: Fred Luks

www.fredluks.com, mail@fredluks.com

Der vorliegende Text ist ein Auszug aus der Sozialwissenschaftlichen Studie zum Projekt „überMorgen. Der Gesellschaftspolitische Diskurs“. überMorgen ist eine Initiative der Industriellenvereinigung (IV) gemeinsam mit dem Österreichischen Roten Kreuz und der ERSTE Stiftung. Das Projekt setzt sich das Ziel gesellschaftspolitische Zukunftsthemen mit einem breiten Spektrum der Bevölkerung zu thematisieren und zu diskutieren, zu einem besseren Verständnis gesellschaftspolitischer Sachverhalte beizutragen und Ideen für positive Zukunftsbilder zu liefern.

Die sozialwissenschaftliche Studie dient der Aufarbeitung des Diskussionstandes zu zwölf Themenkomplexen und jenen Fragen, die die Beteiligten für zentral für das Projekt halten. Der Text ist einerseits ein für sich selbst stehender Diskussionsbeitrag, er ist aber auch als Vor-Arbeit für die Diskussionsveranstaltungen zu verstehen, die im Rahmen des Projekts stattfinden werden sowie ein Element der Formulierung von Zukunftsbildern.¹

Inhalt der Studie

0. Ein gesellschaftspolitischer Diskurs für Österreich
 1. Erfolg und Scheitern
 2. Freiheit, (Eigen-)Verantwortung und Solidarität
 3. Demokratie, Teilhabe und Gestaltungsmacht
 4. Bildung und Wissen, Vernunft und Irrationalität, Fakten und Fake-News
 5. Diversität, Offenheit und Geschlossenheit
 6. Polarisierung und Spaltung, Beschleunigung und Eskalation
 7. Umwelt, Nachhaltigkeit und Resilienz
 8. Demographie, Familie, Kinder, Stadt / Land
 9. Arbeit und Muße in Zeiten der Digitalisierung
 10. Wohlstand und Wirtschaft
 11. Innovation und Exnovation
 12. Zukunftsangst und Zukunftsoptimismus
 13. Schlussfolgerungen. Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens

1. Die folgenden Ausführungen geben nicht notwendigerweise die Auffassungen der Auftraggeber wieder und liegen allein in der Verantwortung des Autors.

Auszug Kapitel 1

Erfolg und Scheitern

Wann ist eine Gesellschaft erfolgreich?

„Moralisches Urteilen“, schreibt der deutsche Jurist und Soziologie Udo di Fabio in *Schwankender Westen* (2015, 240), „ist unmöglich, ja es ist unmoralisch, wenn die Tatsachengrundlagen einseitig oder fehlerhaft und die normativen Maßstäbe unklar sind.“ Diese Notwendigkeit klarer und nachvollziehbarer Kriterien, gilt auch dann, wenn es um den „Erfolg“ von Gesellschaften oder Gesellschafts- oder Wirtschaftsordnungen geht. Solche Kriterien können nicht in einer Studie wie der vorliegenden gleichsam festgelegt werden – die Diskussion über angemessene Kriterien wird gewiss ein wichtiges Thema der Diskurse sein, die im Rahmen von *überMorgen* stattfinden werden. Worum es hier geht, ist die *Notwendigkeit* von Erfolgskriterien – und der Umstand, dass das Erfolgsmodell „westliche Demokratie“ ganz offensichtlich unter Druck geraten ist. Trotz des immensen Erfolgs des Westens, so diagnostiziert Di Fabio (2015, 7), bestünden „Zweifel an seiner *soziokulturellen Nachhaltigkeit*.“ Und:

„Es fehlt am Bewusstsein für die normativen und praktischen Grundlagen von Freiheit und Wohlstand. Entscheidende Institutionen (...) werden als selbstverständlich gegeben angenommen. Von solchen Institutionen wird Leistung verlangt, manchmal zu viel, ohne vernünftiges Augenmaß, während ihre Wertschätzung leidet.“

Als Beispiele für die als selbstverständlich angenommenen Institutionen nennt Di Fabio unter anderem den Rechtsstaat, die Demokratie, tolerante Glaubensgemeinschaften und die Wissenschaftsfreiheit. Es scheint für die Gegenwart charakteristisch, dass diese und andere Institutionen einerseits stark beansprucht, aber andererseits, wie Di Fabio konstatiert, nicht angemessen geschätzt werden. Und was man nicht schätzt, wird man kaum mit Leidenschaft verteidigen (dass hier eine emotionale Komponente wichtig ist, wird uns noch beschäftigen). Schon deshalb ist, wenn man am Funktionieren der liberalen Demokratie interessiert ist, die Debatte über „Erfolgskriterien“ wichtig.

Was sind nun aber geeignete Kriterien? Wie gesagt: Der vorliegende Text kann derlei Maßstäbe selbstverständlich nicht festlegen. Aber es lässt sich wohl sagen, dass in einer von sozialem Ausgleich und politischer Freiheit geprägten Gesellschaft wie Österreich naheliegende Maßstäbe zum Beispiel Freiheit, Gerechtigkeit, Leistungsfähigkeit und Zukunftsfähigkeit sind. Die Industriellenvereinigung (IV 2012, 7) nennt zusätzlich Lebensqualität, Gemeinwohl, Teilhabe, Wohlstand und Engagement als grundlegende Werte für ihre Vision eines erfolgreichen Österreichs.

All diese Begriffe stehen für Werte, die zumindest grundsätzlich (also zunächst unabhängig von ihrer konkreten Interpretation) weitestgehend konsensfähig sein dürften. Dass sie, wie wir (im [Kapitel 3](#)) noch sehen werden, diese Werte heute international alles andere als unumstritten sind, ist Teil der (globalen) Lage. In der Europäischen Union und in Österreich dürfen sie freilich nach wie vor Gültigkeit beanspruchen und sind insoweit angemessene Kriterien für die Antwort auf die Frage, ob ein Land erfolgreich ist oder scheitert. Es wird aufschlussreich sein, wie dieser Themenkomplex bei den Diskursveranstaltungen erörtert werden wird. Kompliziert wird diese Fragestellung dadurch, dass die Faktoren für Erfolg, die oft ökonomisch interpretiert werden, nicht notwendigerweise identisch mit Kriterien einer gelingenden und zukunftsorientierten Gesellschaft sind. Zugespielt: Kurzfristiger wirtschaftlicher Erfolg kann für ein Individuum oder eine Organisation ein rationales Ziel sein und gleichzeitig für die Gesamtgesellschaft krisenhaft oder gar zerstörerisch wirken. Hier wird gesellschaftlich wichtig, was individuell als „Erfolg“ gesehen wird – ein Thema, das *überMorgen* in den Diskursveranstaltungen aktiv aufgreifen wird.

Dass *Erfolg selbst* zum Scheitern führen kann, spielt vor allem im Diskurs über Nachhaltigkeit, Klimawandel und Ressourcenknappheit eine wichtige Rolle – Themenfelder, die in [Kapitel 7](#) ausführlich dargestellt werden. Schon hier ist darauf hinzuweisen, dass für viele Fachleute durch den enormen Umweltverbrauch der Industriestaaten und dessen Folgen die westliche Lebensweise die westliche Art des Wirtschaftens und das westliche Gesellschaftsmodell grundlegend in Frage gestellt sind. Dieses lange so erfolgreiche Modell kommt, in den Worten des Sozialpsychologen Harald Welzer (2008, 13),

„in dem Augenblick, wo sein Siegeszug global wird und selbst kommunistische und gerade noch kommunistisch gewesene Länder in den Attraktionsrausch eines Lebensstandards mit Auto, flat-screen und Fernreise gezogen hat, an eine Grenze seines Funktionierens, mit der in dieser Konsequenz kaum jemand gerechnet hätte.“

Das Modell des Westens scheitert in dieser Sicht also an seinen ökologischen Wirkungen nicht deshalb, *obwohl* es weltweit erfolgreich ist, sondern *weil* das so ist. Jenseits der Umweltproblematik sieht Reckwitz (2017, 437) am Ende seiner großen Studie über die Gesellschaft der Gegenwart die Frage aufgeworfen, ob diese Gesellschaft „nach ganz anderen und neuen moralischen Maßstäben verlangt, so dass aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert stammende Kriterien von Fortschritt, Gerechtigkeit oder Glück gar nicht mehr anwendbar scheinen.“ Diese Frage muss hier offen bleiben, ist aber für die geplanten Diskursveranstaltungen sicher von Interesse.

Der ambivalente Status von Erfolg und das Stigma des Scheiterns

Der vom Soziologen Ulrich Beck (1986, 124f.) beschriebene und vielzitierte „Fahrstuhleffekt“ – wachsender Wohlstand kommt allen zugute und bringt alle weiter nach „oben“ – der industriellen Moderne führte zu einer breiten Wohlstandsteigerung. Heute erlebt die Gesellschaft dagegen, so sieht es Reckwitz (2017, 282), einen „Paternostereffekt“: So wie die Kabinen oberer Schichten nach oben gefahren seien, hätten diejenigen der unteren Schichten sich abwärts bewegt. Wichtig ist, dass dies nicht nur wirtschaftliche Aspekte hat, sondern ganz wesentlich mit gesellschaftlicher Anerkennung und Kultur zu tun hat (vgl. Reckwitz 2017, 283).

Zentral ist dabei, dass das Erfolgsmodell der „neuen Mittelschicht“ zu einem Maßstab für alle geworden ist. Es kommt zu einer „Entwertung zwischen den Klassen“ – die Mitglieder der Mittelklasse können sich „als Träger der zukunftsweisenden Lebensform begreifen, die zum gesellschaftlichen Maßstab gelingenden und erfolgreichen Lebens insgesamt geworden ist.“ (Reckwitz 2017, 284)

Paternostereffekt heißt dann auch: Die Aufwertung der einen Gruppe führt zu einer Abwertung der anderen. Das dies Würde und Anerkennung gefährdet, liegt auf der Hand und wird uns (vor allem in den [Kapiteln 5](#) und [6](#)) noch ausführlich beschäftigen.

Gesellschaftlich wie individuell kommt es also zu einer Abwertung, die polarisierend und eskalierend wirkt und deren Relevanz für das Aufkommen des Populismus offensichtlich ist. Wenn eine bestimmte Art zu leben nicht nur ökonomisch als problematisch wahrgenommen wird, sondern ein ganzer Lebensstil „als defizitär, als ohne Lebensqualität, Anerkennung und Perspektive“ (Reckwitz 2017, 350) gilt, ist das gesellschaftlicher Sprengstoff. Erfolgsrelevant sind nicht nur ökonomische und soziale Themen, sondern ganz wesentlich kulturelle Fragen: „Es ist hier nichts weniger tangiert als das Verständnis von Arbeit und Arbeitswert, von Würde, Anerkennung und der gesellschaftlichen Notwendigkeit jeder Arbeit“ (Reckwitz 2017, 438) Hier geht es in der Tat ums Ganze, denn die Unterklasse erlebt „eine Entwertung ihrer Arbeit, die mit einer Entwertung ihres gesamten Lebensstils einhergeht. *Im Ergebnis scheint ein beträchtliches Segment der Gesellschaft von Fortschrittshoffnungen abgekoppelt.*“ (Reckwitz 2017, 433; Herv, FL) Etwas unsoziologisch darf man wohl feststellen: Wenn das so stimmt, ist das eine gesellschaftspolitische Katastrophe.

Der unterschiedliche Anteil am wirtschaftlichen und kulturellen Erfolg determiniert auch ganz wesentlich, wo die betroffenen Personen gesellschaftlich stehen, also welchem Milieu, welcher Schicht oder welcher, mit Andreas Reckwitz (2017) gesprochen, Klasse sie angehören. Die vom deutschen Soziologen Reckwitz so bezeichnete „neue Mittelklasse“ zeichnet sich nicht lediglich durch gute ökonomische Ausstattung aus, sondern wesentlich durch eine bestimmte Lebenseinstellung, die wesentlich durch einen hohen Bildungsgrad und eine meritokratische Orientierung geprägt ist. Die, wie Reckwitz sie nennt, „neue Unterklasse“ ist vor allem deshalb neu, weil ihre Mitglieder in der industriellen Moderne noch eher der Mittelklasse zurechenbar waren – heute dagegen ist ihre Lebensrealität vom „Durchwuscheln“ und täglichen Überlebenskämpfen geprägt. Zwischen diesen beiden verortet Reckwitz die „alte Mittelklasse“. Sie zeichnet sich wesentlich dadurch aus, dass sie zwar ökonomisch gut aufgestellt ist, aber sich statusmäßig gleichsam auf dem absteigenden Ast.

Damit gehen in weiten Teilen ganz neue Anforderungen an Qualifikationen einher, die teilweise auch zu einer massiven Entwertung „klassischer“ Qualifikationsprofile führen. Der Paternostereffekt wird damit im Bereich von Erziehung und Bildung besonders deutlich. Wenn höhere Bildungsabschlüsse zunehmen, führt das zu einer Entwertung für niedrigerer Abschlüsse, die früher als normal und ausreichend galten (Reckwitz 2017, 357). Vielseitigkeit ist heute beispielsweise eine oft erwartete Kompetenz. Vor diesem Hintergrund kann das, was einmal als anstrengenswert galt, als schmalspurig gelten: „Ein Mitarbeiter, der dem industriegesellschaftlichen Modell des Arbeitnehmers folgte, (...) erschiene zwar als formal qualifizierter, aber uninspirierter ‚Fachidiot‘.“ (Reckwitz 2017, 205) Gerade eine Gesellschaft, in der „Selbstverwirklichung“ ein zentraler Erfolgsindikator für eine gelungene Lebensführung ist, wird dies zum Problem, wie auch Reckwitz (2017, 348) beobachtet: „Kulturelle Muster wie Gelassenheit oder gar Demut erscheinen in der Spätmoderne überholt: stattdessen neigt sie dazu, biographisches Scheitern in die Selbstverantwortung des Einzelnen zu stellen.“

Die Individualisierung von Lebensglück und Erfolglosigkeit

Diese Situation ist gesellschaftlich umso problematischer, als sie verschärft wird durch eine gesellschaftliche Individualisierung von Erfolg und Scheitern. Die „neoliberale Gouvernementalität“ der Selbstoptimierung (Bröckling u.a. 2000) weist die Verantwortung für (Miss-)Erfolgserlebnisse dezidiert der Leistung oder Nicht-Leistung des Individuums zu – gesellschaftlich Rahmenbedingungen geraten dabei aus dem Blick. Wer Erfolg hat, verdient diesen – und wer scheitert, hat selbst Schuld. Wer an gesellschaftlichem Zusammenhalt interessiert ist, muss diesen Zusammenhang hinterfragen. Damit ist nicht gemeint, Eignung und Leistung zu negieren. Worum es geht, ist die Frage nach der prinzipiellen Geeignetheit meritokratisch geprägter Aufstiegs- und Leistungschancen und deren Individualisierung (vgl. [Kapitel 2](#)).

Aus der auf den französischen Philosophen Michel Foucault zurückgehende Gouvernementalitäts-Perspektive hat Regieren und Regiertwerden nicht nur etwas mit Regierung zu tun, sondern ganz wesentlich auch mit der Mentalität der Regierten. Wie aus diesem Blickwinkel das Zusammenspiel von Technologien der Macht und Technologien des Selbst funktioniert, lässt sich an zeitgenössischer Managementliteratur zeigen. Dort ortet Bröckling (2000, 133) „die konsequente Übertragung des Marktmodells auf alle sozialen Beziehungen“ und eine „Hegemonie managerialen Denkens in nahezu allen Lebensbereichen“. Das damit verbundene Effizienzpostulat wird damit gleichsam gesellschaftlich omnipräsent und steht damit bei näherer Betrachtung nicht nur im Zentrum gesellschaftlicher, sondern auch individueller Selbststeuerungsentwicklungen, die man beobachten kann und die letztlich (auch) darauf abzielen, dass die Individuen *mit sich selbst wirtschaften*. Die Fähigkeiten, seine Zeit und seine Aufmerksamkeit als ökonomische Ressourcen zu sehen und entsprechend einzusetzen, ist Kern zeitgenössischer („neoliberal“ inspirierter) Gouvernementalität. Es liegt nahe, auch einen Teil der seit langem boomenden „Glücksliteratur“ hier zu verorten: Wo dem Staat für die Ausgestaltung und Verbesserung von Lebensbedingungen eine schwindende Rolle zugebilligt wird, kommt die

Verantwortung für das gute Leben – gleichsam logischerweise – wesentlich den Individuen zu. Das ist, wenn man an gesellschaftlicher Kohäsion interessiert ist, ein ernstes Thema: Wenn Verlierer nicht nur verlieren, sondern auch noch „selbst schuld“ sind, wirkt sich dies in einer Weise auf ihr politisches Tun oder Unterlassen in einer Weise aus, die weithin als problematisch bewertet wird.

Die sehr starke Betonung individueller Verantwortung passt einerseits zu einer liberalen Gesellschaft – die Überdehnung dieser Verantwortung ist freilich nicht ungefährlich. Eine zukunftsfähige Gesellschaft braucht die Leistungsbereitschaft ihrer Bürger – aber eben auch Solidarität zwischen diesen Individuen: „Solidarität ist das Bindeglied zwischen Freiheit, Gemeinwohl und Wohlstand und bedeutet die Bereitschaft und Fähigkeit, sich für die gesellschaftliche Teilhabe aller einzusetzen. Wer mit seiner Freiheit ans Ende kommt, bedarf der Solidarität“ – das schreibt die Industriellenvereinigung (IV 2012, 9), nicht der Österreichische Gewerkschaftsbund. Der formuliert in seinem Leitbild, der wolle „im Rahmen einer lebendigen Demokratie eine solidarische Gesellschaft, in der der Mitbestimmung und Mitverantwortung breiter Raum gelassen wird“ (ÖGB 2019). Man kann also davon ausgehen, dass eine überreizte Individualisierung von Erfolg und Scheitern in Österreich nicht konsensfähig ist. Es geht um die richtige Balance von Freiheit, Verantwortung und Solidarität.

Das gesamte Literaturverzeichnis finden Sie [hier](#).